

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 9 (1914)
Heft: [5]

Artikel: Vom Massenelend der russischen Arbeiterinnen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-350797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wir den Frauen, die sich den Doktorhut, andere Titel und Ehrenzeichen errangen, die auf dem Gebiete der schönen Künste Hervorragendes leisten verschwenderisch unsere Bewunderung zollen und ihnen jene Hochachtung zuteil werden lassen, die ernstes Streben verdient.

Wie aber ehren wir jene Unzähligen, deren Wirken sich nicht sichtbar der Oeffentlichkeit zeigt, die in den engen vier Pfählen ihres Heims ihre Taten verrichten? Wir Männer, die wir jahraus, jahrein im harten Erwerbsleben stehen, die wir glauben, unserer Lebenspflicht genügt zu haben, wenn wir um bessere Lebensbedingungen kämpfen, wir setzen uns dem nicht unberechtigten Vorwurf aus, ein Geschlecht zu vernachlässigen, das wie wir Unrecht auf Lebensfreude und Würdigung seiner Arbeit hat. Wer drückt jenen, die im Stillen der heimischen Klause ihr oft so unsäglich schweres Liebeswerk verrichten, den Lorbeerkranz aufs Haupt?

Niemand zählt die durchwachten Nächte, die bangen Stunden, die die Mutter am Krankenbette des Kindes in selbstloser Liebe zubringt und keiner rechnet nach, welch großes Maß von Opferfreudigkeit gerade diese kleinen, niemals endenden, sich täglich wiederholenden Mühseligkeiten von ihr verlangen! Ohne ein Wort der Klage, in immerwährender Sorge müht sie sich um das Wohl ihrer Angehörigen und leidet Not und bittere Entbehrung. Wie manche Tochter opfert ihr Lebensglück, um den alternden Eltern Trost und Stütze zu sein, ob das Herz auch schreit und sich aufbäumt und nach seinem Anteil verlangt an Glück und Sonnenschein! Das ist Heldentum! Allein die Welt weiß nichts davon. Es ist nur Pflicht, selbstverständliche Pflicht, ruft sie und schreitet kühl an diesen Heldinnen vorbei. Nur jenen, deren Taten uns in der Oeffentlichkeit vor Augen stehen, deren Werke greifbar sind, jubelt sie zu.

Barbarische Ungerechtigkeit! Die Tätigkeit der im Schoße der Familie Wirkenden ist Kleinarbeit, aber ist sie nicht unendlich wertvoll? Die Verantwortung unserer Hausfrauen ist keine geringe, denn in ihren Händen liegt das Wohl und Wehe der Familie. Von ihnen erhält der Staat seine Bürger und die Gesellschaft ihre Glieder. Daher kann es auch nicht gleichgültig sein, welcher Geist den Kindern eingehaucht, wie ihre Seelen geformt und gemodelt werden.

Darum Ehre diesen Hüterinnen des Familienlebens, Hochachtung und Ehrfurcht vor ihrer Tätigkeit. Wir alle, die wir um mehr Lebensglück und Lebensfreude kämpfen, wollen jener Weibchen nicht vergessen, die im Verbordenen blühen. Auch ihnen mehr Sonne, mehr Licht! Auch die Mütter soll der Lorbeer schmücken, der wahren Helden geziemt!

D. Schumacher, Olten.

Wie ich Sozialistin wurde.

Heute am 1. Mai sind es acht Jahre, daß ich zum erstenmal unser Parteiorgan in die Hände bekam. Das ging so zu. Am Tage des letzten April sagte mir mein Mann: „Morgen nachmittag arbeiten wir nicht!“ Verwundert fragte ich: „Warum denn nicht?“ Worauf

ich die kurze mir unerklärliche Antwort erhielt, dieser Tag sei den Arbeitern ein großer Festtag.

Am 1. Mai nun brachte mir mein Mann also benanntes Blatt, den „Demokrat“. Ich las darin fast alles, ohne viel zu verstehen. Kurz darauf abonnierte mein Mann die Zeitung trotz meiner Einwendungen. Ich meinte, es koste ja immer genug. Zudem wäre der Tag nahegerückt, wo ich ins erste Wochenbett käme. Da die Zeitung uns regelmäßig zuging, las ich jede Nummer eifrig und erwartete immer mit Spannung die nächste. Als sich dann unsere Familie um eine „Simbe“ (summende Biene, D. Red.) vermehrte, wie man bei uns so zu sagen pflegt, wurden die Auslagen noch größer. Der Lohn meines Mannes aber vermehrte sich nicht. Zwei Monate später ging ich täglich in ein Hotel, um auch etwas zu verdienen, da der Lohn meines Mannes keine fünf Franken betrug.

Später fing ich an, mich mit Waschen und Putzen zu betätigen, und ließ den „Demokrat“ nicht mehr aus dem Auge. Was er von den Leidensschwwestern berichtete, schien mir wie mein eigenes Schicksal. Oft fragte ich meinen Mann über dieses und jenes, was damit gemeint sei. Bald wurden mir die politischen und gewerkschaftlichen Fragen vertraut. Als ich mit der Zeit gar viel Unangenehmes mit den geldprohigen Damen auszusechten hatte, dachte ich gar oft, ob denn nicht Abhilfe geschaffen werden könnte. Sagte ich einer solchen Dame, daß ich nicht mehr zur Arbeit kommen werde, so standen gleich andere hinter mir, die um noch geringeren Lohn arbeiteten. Endlich wurde hier eine Frauen-Organisation gegründet, durch die ich nach und nach Aufklärung erhielt, auf welche Art und Weise der Ausbeutung der Arbeiterinnen Einhalt getan werden könnte. Aber noch lange wollte es mich bedünken, als ob Schleier mir den Blick in die wirklichen Verhältnisse verhüllten. Schließlich wurde es aber doch lichter Tag um mich her. —

Nun, Frauen und Töchter, helfet uns mitarbeiten, und laßt euch beraten in euren jungen Jahren. Der Kampf ums Dasein ist hart. Ihr könnt euch aber manches erleichtern, wenn ihr zusammen steht und zusammen kämpft. Seid tapfer und laßt euch nicht zurückschrecken! Unser aller Losungswort sei: „Einigkeit macht stark! Durch Kampf zum Sieg!“ A. K., Luzern.

Vom Massenelend der russischen Arbeiterinnen.

Unter schrecklichen Bedingungen arbeiten heute in Rußland viele Tausend und Abertausend Arbeiter und Arbeiterinnen. So jene in der Gummifabrik „Browodnik“. Die Betätigung in der Gummiindustrie ist derart lebensgefährlich, daß sogar das Deutsche Industrie-Reglement feststellt, daß bei der Vulkanisation der Gummiartikel der Arbeitstag nicht länger als 4 Stunden andauern dürfe mit einer Unterbrechung von einer Stunde. In „Browodnik“ arbeiten aber die Arbeiterinnen zehn bis elf Stunden. Daß sie ihren Organismus aufs höchste gefährden, ihr Nervensystem zerstören, ihre Kinder vergiften — wer kümmert sich darum! Die Profitgier kennt keine Grenzen.

Süngst kam eine neue Substanz zur Verwendung, die sehr billig und vorteilhaft, aber gesundheitschäd-

lich für die Arbeiterinnen ist. Die Folge waren Massenohnmachtsanfälle und -erkrankungen; einige Arbeiterinnen starben. Auf die Proteste der Arbeiter wurde erwidert, daß man sich an den neuen Stoff gewöhnen müsse. Man wandte sich an den Gouverneur, an den Fabrikinspektor, aber niemand kam den Arbeiterinnen zu Hilfe. Nur die Arbeiterpresse und die sozialdemokratische Arbeiterfraktion Rußlands, welche eine Anfrage in der Duma einbrachte, nahmen sich der Arbeiterinnen an.

In der Fabrik fielen die Arbeiterinnen eine nach der andern ohnmächtig hin und schlugen sich blutig an den Eisenrahmen und -säulen. Ihre Gesichter waren ganz blau. Krämpfe und Brechanfälle folgten und aus Mund und Nase trat das Blut hervor. Wer noch bei Besinnung blieb, hob die Hingefallenen auf und trug sie zum Ausgang. Doch manche fielen unterwegs selbst nieder. Von allen Seiten hörte man schreien und stöhnen. Schon zählte man zweihundert Vergiftete. Am folgenden Tage nahm die Vergiftung noch einen größeren Umfang an. Tags darauf, als wieder Erkrankungen eintraten, legten die Arbeiter und Arbeiterinnen die Arbeit nieder. Vor der Fabrik fand eine große Versammlung statt, an der sich achttausend Arbeiter beteiligten.

Anfangs dachten die weniger intelligenten Arbeiterinnen an die Pest. Die reaktionären Zeitungen sowie die Fabrikanten behaupteten, die streikenden Arbeiter wären an allem allein schuld, indem sie ein Gift austreuten, um einen Streik aller hervorzurufen. Eine große Erregung bemächtigte sich der Arbeiterschaft. Während die Redner von der Notwendigkeit der Organisation sprachen, rückte die Polizei zu Pferde an. Sie wurde mit Steinen empfangen; es entstand ein Kampf, wobei die Arbeiter geschlagen und in den nahen Fluß hineingetrieben wurden.

Zum Protest gegen diese Vorfälle streikten die Arbeiter anderer Branchen. Auch das große Putilowwerk (zwanzigtausend Arbeiter) stand still. Am 19. April streikten bereits 115,000 Arbeiter; überall fanden Demonstrationen mit roten Fahnen statt und wurden revolutionäre Lieder gesungen. Dabei kam es zu Zusammenstößen mit der Polizei. Massenhaft wurden die Arbeiter verhaftet; zwei wurden schwer verwundet, einer ist schon gestorben.

Die Parteiorganisation stellte hierauf eine Reihe Forderungen: Reorganisation der Fabrik-Inspektion unter Beiziehung von Arbeitern und Vertretern der Gewerkschaften, Reorganisation der Sanitätsaufsicht.

Unterdessen stellten sich auch Massenerkrankungen der Arbeiterinnen in Tabak-, Textil- und anderen Fabriken ein. Auch hier sind die Arbeitsbedingungen der Frauen so schwer, daß ihr Nervensystem dauernd gestört wird.

Wie verhielten sich die Fabrikanten und die Regierung zu den Vorfällen? Das Geschehene vollkommen zu verschweigen, hatten sie keine Möglichkeit. Die Arbeiterpresse, die Arbeiterabgeordneten in der Duma, die Arbeiter auf der Straße verlangten eine Antwort.

Die Regierung fuhr fort, Arbeiter zu arretieren,

die Demonstranten zu schlagen, der Stadthauptmann löste den Verband der Metallarbeiter auf, der eine Mitgliederzahl von 14,000 aufweist und stets im Vordergrund der Arbeiterbewegung stand. Die Regierung setzte zwar eine Kommission ein zur Untersuchung der Vergiftungen in der Fabrik „Treugolnik“, die verlangte, daß überall in den Fabriken eine genügende Anzahl von Ärzten vorhanden sein sollte. Die Minister hielten Beratungen ab über Maßnahmen, die getroffen werden sollten, um die Streiks zu Ende zu bringen. Der Vertreter der Regierung in der Duma erklärte in Beantwortung der sozialdemokratischen Interpellation, die seitens der Regierung zur Untersuchung der Massenerkrankungen eingesetzte Kommission sei zu dem Schluß gekommen, daß „als Grund der Erkrankungen die erstickende Atmosphäre in den Fabriken, die Schwäche der Arbeiterinnen und ihre Erregung anzusehen seien“.

Auf die Proteste der Arbeiter antworteten die Fabrikanten mit einer Aussperrung. Ueber 70,000 Arbeiter und Arbeiterinnen wurden auf die Straße geworfen. Doch ist die Lage der Industrie heute nicht derart, daß eine längere Aussperrung möglich wäre. Der größte Teil der Fabriken steht denn auch wieder im Betrieb.

Die Vorfälle der letzten Tage haben den Arbeiterinnen Rußlands nur allzu deutlich ihre schreckliche Lage vor Augen geführt. Mögen sie in ihnen das Gefühl der Klassensolidarität stärken und sie darüber belehren, daß der einzige Weg zur Erlangung menschlicher Existenzbedingungen nur der Weg des Klassenkampfes, der Kampf für ihre ökonomische und politische Befreiung sein kann.

Die Redaktion der „Arbeiterin“ in St. Petersburg.

Worte der Sehnsucht und des Trostes.

Für wen arbeiten die da in dieser späten Stunde? Für sich? Für ihre Kinder, die mit einem Stück trockenen Brotes zu Bett gegangen sind? Für ihre Frauen, wenn sie nicht eben in dieser Hölle an irgend eine Maschine geschmiedet sind, zu Hause sitzen und Wäsche stopfen? Oder arbeiten sie für den Mann, der die Kunst versteht, aus den Schweißtropfen dieser Armen den delikatesten Champagner zu destillieren? Wenn ich nichts weiter zustande brächte, als dieses eine, daß diese Männer für die übrige Zeit ihres Lebens jeden Abend eine Stunde früher sich den Fuß von ihren Gesichtern waschen — ich würde sagen, ich habe nicht umsonst gelebt.

*

Es ist nicht ganz richtig, daß die moderne Technik alle Arbeit entgeistigt. Auch nicht alle Arbeit der Fabrikarbeiter. Gewisse moderne Maschinen erheben von ihrem Wärter ein so hohes Maß von geistiger Regsamkeit, daß das gelegentlich in der Natur gezeichnete Bild eines Freundschaftsverhältnisses zwischen Mensch und Maschine durchaus aus dem Leben gegriffen ist. Aber wie gering ist die Zahl dieser Glücklichen im Verhältnis zur Gesamtheit!